Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 14

Artikel: Collina d'oro [Schluss]

Autor: Bolliger, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638145

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

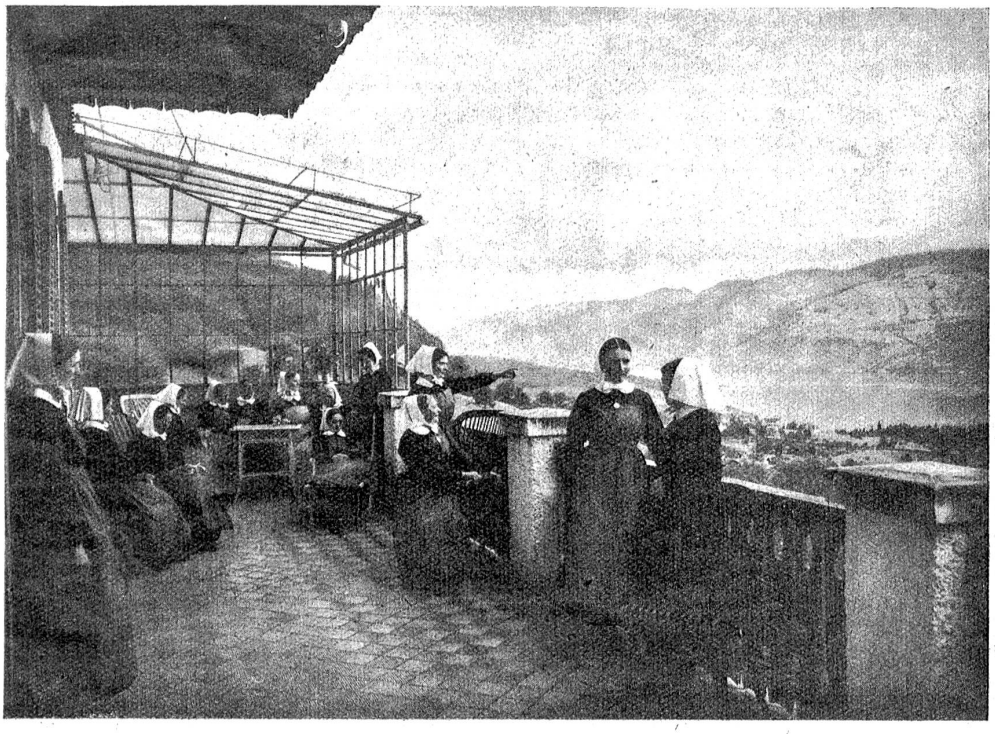
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Terrasse des Schwestern-Erholungsheim in Hondrich bei Spiez.

Die Diakonisse ist eine Frau, die imstande ist, ihr eigenes Selbst an die Aufgabe hinzugeben, der sie dient. Ihre Größe liegt in ihrer Selbstverleugnung. Sie darf sich aber auch rückhaltlos ihrer Aufgabe widmen, unbeschwert von den Sorgen ums tägliche Brot, die so viele Menschen niederdrücken, unbekümmert um ihre nähere oder fernere Zukunft; das Mutterhaus nimmt ihr jede Sorge um die äußerlichen Bedürfnisse ab und umgibt sie mit mütterlicher Liebe in kranken oder alten Tagen.

Um den Schwestern Gelegenheit zu einem Erholungs-Landaufenthalt zu verschaffen, erwarb das Mutterhaus in den letzten Jahren ein schönes Bauerngut in Ranflüh im Emmental, das als freundlicher Feriensitz eingerichtet wurde und ein prächtig gelegenes Chalet in Hondrich bei Spiez.

Ist die Diakonisse von der anstrengenden Lebensarbeit müde, so wartet ihrer ein trauliches Altersstübchen im Mutterhaus, wo sie, von jüngeren Mitschwestern liebevoll betreut, in Frieden Feierabend halten darf.

Im Jahre 1878 starb die Gründerin, Frau Daendliker-von Wurstemberger. Herr Daendliker durfte noch 22 Jahre weiter arbeiten, unterstützt von seiner zweiten Gattin, Jenny Schnell, die nach dem 1900 erfolgten Hinscheide des Hausvaters die Leitung übernahm, bis auch sie die Augen schloß. Mit Herrn Daendliker und den beiden Hausmüttern sind Edelmenschen dahingegangen, deren Wirken leuchtende Spuren hinterlassen hat. Ein Glück, daß nach ihrem Scheiden andere Hand an die Arbeit legten, um sie in der Begründer Geist weiterzuführen. M. B.

Collina d'oro.

Von Eduard Bolliger. (Schluß.)

Und einmal kam er heim, die Axt auf der Schulter, die Tasche mit dem Essen unter dem Arm, eh es Feiertag war. Ich sah ihn kommen — und wußte, was er mir sagen würde.

— Vergib mir Mutter, ich ziehe morgen mit Enrico.

— Und am andern Mittag wanderten die beiden fort, mit noch einem Kameraden. Bis hierher gingen wir mit, ich und Linda mit dem Mädchen Enricos, der lustigen Elvezia. —

— Hier sah ich ihn zum letztenmal. —

Das Mütterchen saß tief gebeugt neben mir, und über ihr kummervolles Antlitz rollte eine große Träne und fiel ins Moos zu unsern Füßen, wo sie im Sonnenschein funkelte wie eine kostbare Perle.

Stella Maria blieb lange still. Sie dachte an ihren einzigen Sohn, der irgendwo auf unbekannter Erde sein Dasein fristete.

Ich wagte nicht, die Gedanken der liebenden Mutter, die sie, unsichtbaren Fäden gleich, mit dem fernen Kinde verband, zu unterbrechen...

Stella Maria hatte sich erhoben und band ihr rotes Kopftuch fest. Ich nahm das leichte Reisigbündel auf und zusammen traten wir den Weg zu ihrer Hütte an.

Grau und halb zerfallen waren die niedrigen Mauern und das Dach schwarz und zur Hälfte mit Moos bewachsen. Aber die kleinen Fenster blinkten und das kleine Gärtchen, in dem Mimosen und Kamelien, neben Veilchen und Primeln blühten, verdeckten das Dürftige der Behausung.

Eine Birke reckte ihren weißen Stamm und beschattete eine alte morsche Bank.

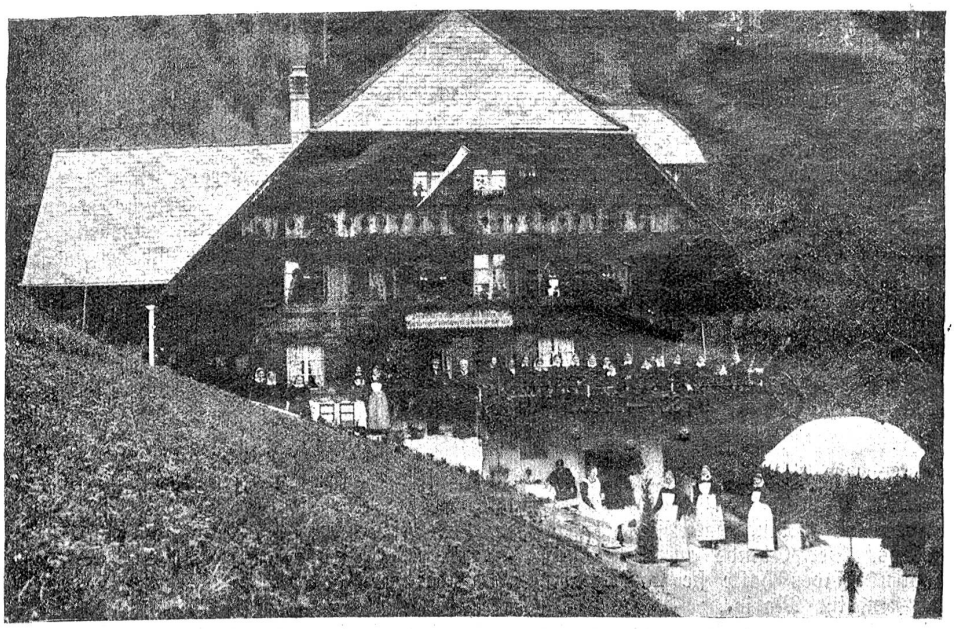
Die Tür war nur angelehnt und Stella Maria nötigte mich einzutreten. Ich mußte mich beugen, um den Kopf nicht an den niedern Balken anzuschlagen. Ueber die Schwelle getreten, befand ich mich in einer kleinen Küche, in der alles, Decke und Wände und der ausgetretene Fußboden, vom Alter und vom Rauch geschwärzt waren. Ein niedriges rußiges Kamin reichte bis halb in den Raum hinein. Vor dem kleinen Fenster, durch das der Dämmerung spärliches Licht eindrang, stand ein kleiner Tisch mit zwei wackligen, strohgeflochtenen Stühlen. Einige kleine saubere Kupferpfannen prangten in einem hölzernen Gestell und in der Ecke neben dem Kamin hingen einige graue Salami.

Ich setzte mich auf einen der Stühle, während Stella Maria das Reisigbündel öffnete und das Holz neben dem Kaminsims aufschichtete. Dann nahm sie einen großen Schlüssel von der Wand und trat vors Haus, wo dicht neben dem Eingang ein kleiner Keller in den Felsen eingehauen war, der das Dach auf einer Seite stützte. Mit einem irdenen Krug voll Nostrano, dem dunkel-violetten Wein der Gegend, kehrte sie zurück. Nachdem sie zwei blaubemalte, weitbauchige Henkeltassen vor mich auf den Tisch gestellt hatte, neben Brot und einem Salami, setzte sie sich zu mir und hieß mich zugreifen. Die Ehre, die ich in vollem Maße ihrem Wein von eigenen Reben und den selbstgemachten Salami erwies, schien sie zu ergötzen; denn sie sah mir lächelnd zu, während sie selbst nur hin und wieder an ihrer gefüllten Tasse nippte.

Die Nacht war indessen völlig herabgesunken. Stella Maria erhob sich und trat durch eine zweite Tür in ein anschließendes Gemach. Dort entzündete sie eine kleine Lampe und in ihrem flackernden Schein unterschied ich die

kargen Möbel eines engen Schlafzimmers. Auch dort alles dunkelbraun und glanzlos vom Alter. Ueber dem mit rot- und blaugestreiftem Tuch bedeckten Bette hingen in breitem schwarzem Rahmen zwei Bildnisse. Ich konnte nicht unterscheiden, was sie darstellten, denn schon trat Stella Maria mit dem Lämpchen und einem ziemlich großen, schwarz gebundenen Buche in die Küche.

Sie stellte das Lämpchen auf den Tisch und setzte sich, indem sie das Buch auf ihren Knien öffnete. Es war die Bibel, und was sie daraus entnahm, das wie ein Bündel Briefe aussah, waren einige Photographien. Eine um die andere nahm sie heraus, besah sie lange und reichte sie dann mir. Alle waren sehr abgegriffen und mochten mindestens jedesmal, wenn Stella Maria die Bibel öffnete, durchgesehen worden sein.



Das Schwestern-Erholungsheim „Tabor" in Ranflüh.

— Das ist Mario, kurz nachdem er mich verlassen hatte. — Ich hielt eine Federzeichnung in der Hand, auf welcher in künstlerischer Weise das Bild eines jungen Mannes hingeworfen war. Er hielt Hammer und Meißel in der Hand und war im Begriff, einen Steinblock zu behauen. Die andern Bilder waren bedeutend später aufgenommen, als der junge Mann in Südamerika und später in den Vereinigten Staaten lebte. Die letzten schienen erst vor kurzem gemacht worden zu sein. Das Bild zeigte den Kopf eines Mannes; ernste, große Augen blickten aus dunklem Haar und Bart hervor.

Stella Maria hielt sie lange in der Hand, und ein Leuchten stiller Mutterfreude glitt über die verhärmten Züge.

Ich fühlte, daß mir das alte Mütterchen das Teuerste offenbart hatte — die tiefwurzelnde Liebe des Mutterherzens — und tief gerührt nahm ich Abschied. Sie begleitete mich bis vor das Häuschen, und als ich ihr die Hand zum letztenmal drückte, sah ich, wie ihre Augen feucht glänzten. — — —

* * *

Seit jenem Tage bin ich noch oft bei Stella Maria gewesen. Im Frühling, wenn der Ginster zu glühen anfängt. Wenn die Berge wie Perlmutter glänzen und ihre weißen Häupter nach Süden neigen, erstaunt ob der grünen Pracht, die über die Hänge an den blauen Seen ausgegossen. Dann traf ich sie meist, wie sie ihre Reben neben der Kirche schnitt. Langsam und mit Mühe kam sie vorwärts. Die fleischlosen Hände waren zu schwach, das Messer zu führen, das sich in die zähen Schoße eingebissen hatte. Die Burschen, die nachher die Stöcke setzten und die Pflanzen aufbanden, mußten da und dort das Werk zu Ende führen, wo dem Weiblein dazu die Kraft gefehlt hatte.

Und wenn im Herbst die blauen Trauben durch das helle grüne Blätterdach schimmerten und das fröhliche Lachen der Winzerinnen durch den Weinberg schallte, dann kam ich wiederum her. Mit den Eidechsen legte ich mich auf die warme Mauer und blinzelte in die Sonne oder den lustigen Mädchen nach, die im bunten Rock und nackten Beinen die halsbrecherischen Treppen hinunter hüpften, daß die Zoccoli klapperten wie Kastagnetten.

Und abends, wenn die letzte Fuhre durch die holperige enge Dorfgasse schwankte, dann setzte ich mich mit Stella Maria vors Häuschen unter die Birke, und sie erzählte mir Geschichten aus ihrer Jugend.

An den Flühen des Generoso starb das letzte Leuchten. Die Fenster des Hotels auf dem breiten Grat blitzten zum letzten Male auf, und die blauen Nebel deckten die müde Erde. Glühwürmchen huschten vorüber, und droben am dunklen Nachthimmel glänzten die ersten Sterne. Dann erhob sich Stella Maria, und bald tönte mein rascher Schritt durch die laue Nacht.

* * *

Und wieder war es Frühling geworden, und wieder zog ich hinunter in die weiße Stadt am Ceresio.

Und wie ich am ersten Morgen über die blühenden Hänge der Collina d'oro wandere und von weitem die Birke vor dem grauen Häuschen sehe, wie sie die jungen, grünen Blätter schüttelt, daß sie wie silberne Pfeile blitzen, da ist mir, als hätte die Sonne noch nie so golden geschienen, als wäre der Frühling noch nie so machtvoll über die Erde gerauscht. —

Doch als ich das letzte Wiesenband betrat, das Stella Marias Häuschen von der Straße trennt, da war mir, als wehte mir ein kalter Wind entgegen. Die Hütte, die mir sonst von weitem mit einer Rauchfahne, mit den glitzernden Scheiben in den morschen Mauern Willkomm gewinkt hatte, lag wie ausgestorben da. Die Tür, die im schwarzem Rahmen jahraus, jahrein offen gestanden, war geschlossen. Das kleine Gärtchen, mit dem goldenen Mimosenbäumchen und dem Kamelienbusch in der Ecke war nicht mehr so gut gepflegt wie früher. Stella Marias Hand schien seit langem nicht mehr darin gearbeitet zu haben.

War sie fortgezogen? War sie krank? Die Ungewißheit beflügelte meine Schritte, und bald stand ich unter dem niedern Dach und klopfte an.

Keine Stella Maria antwortete mir. Dafür wurde die Türe aufgerissen, daß sie aus den Angeln zu fallen drohte, und ein großer braungebrannter Mann fragte nach meinem Begehr.

Ob Stella Maria nicht mehr da wohne, fragte ich. Nicht sogleich erhielt ich Antwort. Das Haupt des Unbekannten, mit den dunklen flammenden Augen und dem langen wallenden Bart fiel auf die Brust und mit zitternder, völlig veränderter Stimme sprach er zu mir:

— Stella Maria war meine Mutter. Sie hat mich verlassen. — Und dabei wies seine Rechte nach der weißen

Kirche hinüber, deren schlanker Turm weit über die Kronen der Kastanien in den lachenden Frühlingshimmel hinein ragte. —

Ich ging hinüber, wo zwischen den Rebbergen der stille Gottesacker liegt. Die Luft zitterte in dem von einer Mauer beschützten, ruheatmenden Garten. — Bei meinem nahenden Schritte flüchteten flinke Eidechsen in die schmucklosen Grabdenkmäler. Vielfarbige Schmetterlinge gaukelten über den üppigen Blumen und hoch droben im blauen Aether schmetterte eine Lerche ihr Lied.

Ich stand vor einem rohbehauenen Marmorblock, über dessen weißen Stein sich die ersten blutigen Blüten eines jungen Rosenstockes neigten. Ich las:

All' amore della diletta mia madre
Stella Maria Freschini
1831—19...

* * *

In der seligen Hoffnung des ewigen Frühling hatte sie ihr Leben gelebt und war dahingegangen.

Jahrzehntelang hatte sie gewartet, gehofft. Nicht vergebens. Der Glaube an die Rückkehr ihres einzigen geliebten Kindes hatte sie stark gemacht. Und er war gekommen, ihr Mario.

Mit dem Frühling, der machtvoll über die Collina d'oro braust, war der Sohn zurückgekehrt, und im lauen Frühlingsabend war das Mütterchen entschlafen, im Herzen die unversiegbare Quelle der Hoffnung — nun ihr Kind daheim war — auf ein neues besseres Leben.

Frühlingsahnen.

Nun hat Natur den Winter überwunden,
Der trotzig sie so spät noch heimgesucht.
Sie lächelt froh, jetzt kann sie ja gesunden,
Und nimmer zürnt sie ihm, ob seiner Wucht.

Sie ist noch matt; die Blümlein, lieblich schüchtern,
Sie wagen sich noch kaum ans Tageslicht.
Oed liegt das Land; die Bäume stehn so nüchtern,
Ja, selbst der Himmel macht ein trüb Gesicht.

Doch drinnen, in dem winterwarmen Zimmer,
Da tat sich mir ein liebes Wunder kund.
Vom Frühling ist's ein Ahnen nur, ein Schimmer,
Und doch erquickt's mein Herze alle Stund.

Margritchen sind's, an Stengelchen so kleinen,
Mit unschuldsvollen Krönlein rosigrein.
Es nicken mir vom Tellerrand die einen,
Vom Wasser aus die andern zu so fein.

Und ob's nun draußen stürmt, mir ist nicht bange;
Ein starkes Hoffen keimet auf in mir:
Der Frühling kommt, und dauert es auch lange,
Er kommt, die Blümlein sagen's, mir und dir.

K. Rohner.

Das Buckelchen.

Kurzes Erzählstück von Jenny Ritzhaupt.

Das Buckelchen war ein armes, kleines Mädchen. Trotz seiner großen Jugend hatte es ein schweres Leben, denn es war verwachsen, ach, sehr verwachsen! Sein blondes Köpfchen saß ganz tief zwischen den Schultern, und blaß und schmal, unnatürlich ernst sah das Gesichtchen aus dieser fremdartigen Umgebung heraus. Seine Eltern waren zwar sehr brave, aber arme Handwerkersleute, die sich ihr Leben auch mühsam verdienen mußten, sodaß das Buckelchen auch daheim nichts zu lachen hatte. Es wurde nicht verwöhnt, sondern mußte in seiner Freizeit tüchtig mithelfen. Seine Eltern wollten ihm, da sie ihm weiter nichts mit auf seinen traurigen Lebensweg geben konnten, wenigstens eine gute Schulbildung geben und sandten das Buckelchen auf eine höhere Schule, es sollte viel lernen, um sich dadurch einst sein Leben verdienen zu können. Denn viel körperliche Kraft besaß es nicht.

Das Buckelchen hatte auch in der Schule unter seinen Kameradinnen zu leiden. Denn es war eine von den Stillen und Braven und konnte sich keine Streiche ausdenken oder gar welche angeben. So hatte es keine Stimme unter den Mädchen und den meisten war es zu häßlich und zu einfach angezogen, als daß sie sich groß mit ihm abgegeben hätten. Sie taten ihm zwar nichts zuleide, aber das Buckelchen merkte, daß man einfach nur aus Mitleid mit ihm freundlich war und es duldete, und heimlich weinte es oft bittere Tränen über sein Schicksal.

Da kam eine neue Lehrerin in die Schule. Eine junge, liebe, fröhliche Lehrerin, die gerade dieser Mädchenklasse, in der das Buckelchen saß, als Hauptlehrerin zugewiesen wurde.

Mit ihr kam der Sonnenschein in des Buckelchens Leben.

Während es bei der alten Lehrerin still im Dunkeln geblieben war, zog es die junge neue Lehrerin jetzt ans Licht. — —

„Traute soll mir die Hefte nach Hause tragen", hieß es, wenn sich die ganze Klasse wie wild gebärdete, diese Ehre zu erhalten. „Traute hat die Aufsicht", sagte sie, wenn sie selbst einmal eine Zeitlang durch eine Schülerin aus der Klasse vertreten werden mußte. „Traute ist immer so fleißig, ihr gebührt dieser Rang."

Das Buckelchen wurde dann ganz rot und nahm bescheiden den Ehrenplatz ein und die anderen Mädchen wisperten und tuschelten, aber nur im Anfang, es hörte bald auf, denn das Buckelchen begann wirklich etwas zu leisten. Das Vertrauen der geliebten Lehrerin stärkte seine Kraft und Ausdauer, verlieh ihm große Aufmerksamkeit in den Stunden, verschaffte ihm nach und nach Autorität unter den Kameradinnen.

„Traute weiß es, Traute soll es euch erklären", hieß es bald, wie selbstverständlich, wenn etwas ganz besonders Schweres für die Klasse zu erledigen war.

Traute hier und Traute da — und bald war keine Stunde mehr denkbar, ohne das kleine bescheidene Buckelchen, das sich jetzt ununterbrochen meldete und seine großen strahlenden Augen auf die geliebte Lehrerin heftete, die ihm solch Segen und Hilfe geworden war in seinem traurigen, kleinen, verlassenen Leben.

Aber auch kein Spiel war mehr denkbar ohne das Buckelchen.

Es war nun wach geworden, fürchtete sich nicht mehr vor Spott und Mitleid und machte mit aus vollem seligen Kinderherzen. Es hatte eine so reiche Fantasie und erdachte fortwährend die herrlichsten Spiele, die dann die anderen Mädchen, oft sogar unter der Leitung der Lehrerin ausführten.

„Die Traute hat ja ein Dichterseelchen", sagte Fräulein Dortis einmal, als das Buckelchen ein Märchen ausgedacht hatte, das zur Schulfeier würdig befunden war, gespielt zu werden. „Wer weiß, was unsere Traute noch einmal alles wird! Wir müssen uns vielleicht alle noch einmal vor ihr verstecken." Und das Buckelchen wurde ganz rot vor Freude und erdachte sich immer Schöneres und Seltsameres und hatte gar nicht mehr Zeit, traurig zu sein und an sein Buckelchen zu denken. Es hörte auch das Wort gar nicht mehr. Es fand kein Mitleid mehr, keinen Hohn und keinen Spott, sondern nur Liebe und Achtung, wohin es kam.

Es lebte auf und wurde ein fröhliches Kind wie andere Kinder auch. Das Buckelchen bekam mit der Zeit ganz runde, rote Wangen und seine Augen strahlten wie ganz richtige Sonnen aus seinem Gesichtchen hervor, sie sahen in ihrer tiefen Bläue aus wie eine Wiese voller Veilchen, die Sonnenstrahlen in sich aufgefangen hat; und der Mund